

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Samstag, 7. Januar

1928.

(5. Fortsetzung.)

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

Konni dankte. Er ließ seine Augen über die Einrichtungsgegenstände des Zimmers gehen. Da war ein altes bequemes Sofa, mit dunkelgrünem Rips bezogen, und blauen, weißen Porzellan-Töpfen. Ein runder Tisch mit blauer Mahagoniplatte, um ihn herum niedrige Stühle. Eine hochbeinige Kommode aus Birnbaumholz, ein mächtiger, großer Garderobenschrank, hinter dem vierteiligen Wandschirm aus gebütem Kattun ein schmales Bett mit hübschen weißen Kissen und ein breiter Waschtisch. Und als Höhepunkt der Einrichtung, zwischen den zwei mulldrapierten Fenstern, ein alter Mahagonischreibtisch und links vom Fenster ein Bücherregal. Konni reichte Frau Braun die Hand.

„Sie haben mir mit diesem Zimmer eine sehr große Freude gemacht, Frau Braun, ich hatte einen solchen Luxus nicht erwartet.“

„Luxus ist zu viel gesagt, Gemütlichkeit pocht schon besser. Bisher hat meine Tochter in der Stube gewohnt und die hatte sich die Sachen ausgesucht.“

„Da wird Ihr Fräulein Tochter böse auf mich sein, daß ich sie daraus verdrängt habe.“

„I wo, das Zimmer, das ich ihr im unteren Stockwerk gegeben habe, ist ebenso nett eingerichtet.“

Konni hatte doch ein peinliches Gefühl.

„Für mich tät's ja auch ein einfacheres, eins von den Zimmern, die Sie für Ihre früheren Ehen bereithielten.“

Nein, nein, daran war nicht zu denken. Er sollte sich nur keine Sorgen machen, die Eva sei ganz einverstanden mit dem Tausch, sie sei gut dabei weggekommen.

„Da kommt sie!“ rief Frau Braun, die den Schritt ihrer Tochter erkannt hatte. Sie öffnete die Tür und sah in den Korridor hinaus.

„Hier bist du, Mutter?“ sagte Eva, das Zimmer betretend. Als sie Konni sah, wich sie unwillkürlich zurück.

„Bitte, bleiben Sie, Fräulein Braun, ich möchte Ihnen danken für die Abtretung des Zimmers.“

„Gefällt's Ihnen?“ Sie sah zu ihm auf.

„Sehr! Ich fühle mich nur stark bedrückt davon, daß Sie es meinetwegen hergeben mußten.“

„Ich mußte ja gar nicht.“ Um ihren kleinen, vollen Mund ließ ein Lächeln, „freiwillig habe ich es abgetreten, als ich hörte, daß Ihr Herr Onkel in seinem Hause kein passendes Zimmer für Sie hatte.“

Nun lächelte auch er. Wie sie die Unfreundlichkeit des Onkels hübsch umschrieb. Wie vorher die Mutter, erbot sie sich, Konni beim Auspacken seiner Sachen helfen zu wollen.

„Sie haben gewiß Bücher mitgebracht, überlassen Sie es mir, die einzuordnen. Ich liebe das so sehr. Wenn Sie einmal Zeit haben, sehen Sie in mein Zimmer hinein, einen ganzen Schrank voll Bücher habe ich.“

Frau Braun sah die Tochter ermahmend an. Sollte das wieder losgehen, das von Zimmer zu Zimmer laufen? Sie wußte doch, wie der Vater das haßte.

„Die alten Schatteln, die du in deinem Schrank hast, werden Baron Holldorf nicht sehr interessieren.“

Konni widersprach, er hatte noch gar nicht viel ge-

lesen, wenn Fräulein Braun es erlaubte, wollte er gern mal in ihr Zimmer hineinschauen.

Frau Braun schüttelte den Kopf.

„Tun Sie's nicht, Herr Baron, Sie machen sich dadurch nur Verdruß, mein Mann kann es nämlich absolut nicht leiden, wenn die Eva sich mit unseren jungen Leuten anfreundet.“

Evas hübsches Gesicht färbte sich dunkelrot.

„Wie finden Sie das?“ fragte sie, „man hält doch Kameradschaft, wenn man zusammen ist.“

„Meine Tochter lernt nämlich auch Landwirtschaft.“

„Dadurch sind wir doch so gut wie Kameraden“, sagte Eva, und ihre tiefblauen Augen strahlten ihn an.

„Ja, natürlich, Fräulein Braun, wir wollen gute Kameradschaft halten.“

Ihm fiel das Versprechen ein, das er dem Onkel gegeben.

Es ist schon gebrochen! dachte er lachend. Aber der Onkel hatte es gewiß nicht ernst gemeint.

Eva mußte nun gehen. „Der neue Fowlersche Dampfzug ist eben eingetroffen, wollen Sie ihn nicht ansehen?“ fragte sie Konni.

„Selbstverständlich.“ Sie ließen beide zusammen die Treppe hinunter. Frau Braun sah ihnen kopfschüttelnd nach. Im Parterre blieb Eva stehen.

„Sehen Sie schnell mal in mein Zimmer hinein“, forderte sie Konni auf. Sie öffnete die Tür und Konni trat zögernd ein. Auch über diesem Räume lag eine warme Gemütlichkeit.

„Gelt, es ist nett hier?“ fragte Eva.

„Hier hinein flüchte ich mich, wenn mir der Alltag zu grau und langweilig erscheint. Hier führ' ich mein Eigenleben. Sehen Sie hier meine Bücher.“

In einem alten Schrank aus geflammtem Birkenholz hatte sie ihre Schätze untergebracht, hinter der Glastür standen hübsch geordnet die bunten Bücherdecken. Sie öffnete den Schrank.

„Wollen wir nicht lieber gehen, Fräulein Eva, und uns das hier für später lassen?“

Sie sah ihn lächelnd an.

„Sind Sie bange?“

„I wo, aber ich will keinen Ärger machen, Ihre Frau Mutter hat mich gewarnt, Sie haben es doch gehört.“

„Ja, ja, Sie haben recht. Hier muß man alles heimlich tun. Meine Eltern hegen eine grenzenlose Liebe für mich, aber sie gönnen mir merkwürdigerweise nicht, daß ich mal mit jungen Leuten froh bin. Ich habe keine Geschwister, ist es da nicht natürlich, daß ich mir Ersatz suche. Man will doch einmal mit Gleichaltrigen sprechen.“

Konni gab ihr vollkommen recht, aber man sollte lieber nicht gegen das ausdrückliche Verbot seiner Eltern handeln.

Er dachte: „So hübsch sie ist und so nett es sich jedenfalls mit ihr plaudern läßt, meinen Platz riskier ich ihretwegen nicht.“ Aber er kannte noch nicht Evas Willen.

Das erste Lehrjahr Konni v. Holldorfs war gleich um und noch nicht ein einzigesmal hatte Baron Treu seinen Inspektor nach ihm gefragt. Daß er geschickt und anständig war, hatte Treu sehr bald selbst erkannt; daß er sich wohl in der Fürsorge Brauns fühlte, schloß er daraus, daß er selten zu ihm kam. Aus die Briefe, die aus Wienrode kamen, um nach Konnis Ergehen zu fragen, antwortete er stets: „Ich denke, es geht ihm gut.“ Und so war es. Die Arbeit machte Konni Freude, das Essen schmeckte ihm, und die heimlichen Stunden mit Eva Braun waren köstlich. Daß er das dem Onkel gegebene Versprechen gebrochen hatte, bedrückte ihn nicht sonderlich. Er war nur darauf bedacht, daß es nicht herauskam. Darin unterstützte ihn Eva, die so schlau war wie ihre alte Namensschwester.

„Es ist dumm, daß man etwas verheimlichen muß, das doch nichts Böses ist“, sagte Eva, „aber mein Vater zwingt uns dazu. Erwähne er, daß wir uns auf unseren Abendspaziergängen treffen, Ihre Stunde in Adelsreut hätte geschlagen. Sie mühten fort, daran würde auch Ihr enges verwandtschaftliches Verhältnis zum Baron Treu nichts ändern.“

„Und Sie würden das nicht gern sehen, daß ich fortmühe?“ fragte er.

„Um Gotteswillen!“ Sie hob die Hände. Sie sahen sich aus lachenden Augen an. Eines Abends sagte Braun zu Konni: „Wenn Sie jetzt für ein bis zwei Wochen nach Hause fahren wollen, so hätte ich nichts dagegen.“

Sie saßen alle zusammen um den runden Tisch in Frau Brauns Wohnzimmer. Man hatte eben zu Abend gegessen und Braun rauchte seine Pfeife, während seine Frau strickte und Konni und Eva Dame spielten. Konni sah bei Brauns Worten hocherfreut von seinem Spiel auf. Natürlich wollte er sehr gern. Ein ganzes Jahr war er nicht zu Hause gewesen. Das hatte Onkel Benno auch zur Bedingung gemacht, daß er während des ersten Lehrjahres weder nach Hause fahren noch Besuche von dort erhalten dürfe. Nun war diese Bedingung erfüllt und er konnte reisen.

Über Evas Gesicht flog eine helle Röte. Sie dachte: Nun wird er Agnes Ihde wiedersehen, von der er mir erzählt hat. Und ihr Herz begann unruhig zu klopfen. Unter dem Vorwand, daß sie Kopfschmerzen habe, zog sie sich zurück. Sie suchte aber nicht ihr Zimmer auf, sondern ging zum Park und schlug den Weg ein, auf dem sie und Konni sich immer heimlich trafen.

4.

Konni fand, daß sich während seiner Abwesenheit in Wienrode nichts verändert hatte.

„Mir kommt es so vor“, sagte er zu seiner Mutter, die glücklich war, ihn wieder zu haben, „als ob Wienrode mit all seinen Einwohnern ein Jahr geschlafen hätte.“

Sie lachte und neckte ihn mit seinen großen Erlebnissen. Er hatte ja immer fleißig nach Hause geschrieben, aber ganz gewiß vieles vergessen, nun sollte er einmal alles austräumen.

Wie er sich im Hause des Inspektors fühlte, wollte der Vater wissen.

„Du schreibst zwar immer, daß du dich sehr wohl bei den Leuten fühlst, aber ich kann mir das gar nicht denken; ich finde es unglaublich von Benno, daß er dich dazu verurteilt hat.“

Der Vater sah ihn forschend an.

„Sehr wohl, Vater, ich könnte mich bei Onkel Benno gewiß nicht wohler fühlen. Es sind prächtige Menschen, die Brauns.“

„Das mag schon sein, aber schließlich haben sie doch andere Lebensgewohnheiten wie wir und es wird nicht so einfach gewesen sein, sich darauf einzustellen.“

Konni schüttelte den Kopf.

„Mir ist das nicht aufgefallen. Es herrscht ein sehr netter Ton in dem Hause.“

„Aber du willst mir doch nicht einreden wollen, daß Frau Inspektor Braun eine Dame ist.“

„Nein, das ist sie wohl nicht, aber eine sehr gute Frau, in deren Fürsorge ich mich außerordentlich wohlfühle.“

Die Baronin nickte befriedigt.

„Das kann uns vollkommen genügen. Ich will nächstens einmal an Frau Braun schreiben, um ihr dafür zu danken, daß sie dir dein Leben in ihrem Hause so angenehm macht.“

„Haben die Leute keine Kinder?“ fragte der Oberst.

„Doch, Vater, eine Tochter.“

Die Mutter sah ihren Sohn prüfend an.

„Sie lebt auch in Adelsreut?“

„Ja, Mutter.“

„Wie alt ist sie?“

„Zwölf Jahre.“

„Also zwei Jahre jünger als du. Kommst du öfter mit ihr zusammen?“

Konni wurde rot, das viele Fragen genierte ihn.

„Ja, natürlich, Mutter, täglich, wir leben doch in einem Hause, essen an demselben Tisch.“

Der Blick der Mutter wurde forschender.

„Was tut sie in Adelsreut?“

„Sie lernt Landwirtschaft.“

Konni dachte: „Nun fehlt nur noch die Frage nach ihrem Aussehen.“ Aber die blieb zum Glück aus.

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück.

Wenn alle Menschen einsam wären,
Bleib da ein Wunsch zurück,
Und wenn sie alle glücklich wären,
Wo bliebe da das Glück?

Im Herzen, das sich immerfort
Mit Lust und Glend nährt,
Da haben sich die Menschen all
Mit schicksalsreicher Frucht beschweret.

Und wenn die große Einsamkeit,
Erwürgend dir dein Herz zerstört,
So bleibt das bißchen Menschenalud
In deiner Seele ungehört.

Ja, wenn der Mensch nur einsam wäre,
Wo bliebe da das Glück?
Und wenn der Mensch nur glücklich wäre,
Kam dann nicht Einsamkeit zurück?

Kurt Sommerer.

Die große Einfachheit.

(Erzählung aus Franz Schuberts letzten Lebensjahren.)

Von Albert Leitich (Wien).

Der „Herrgottsfinger“ der Heurigen schenken wies den Weg zur Fröhslichkeit.

In Gärten und hinter Fenstern sah die Gemütslichkeit. Ganze Familien mit Kind und Regel, und Värchen, die inmitten aller Menschen doch allein waren. Vor ihnen der blinkende Heurige.

Und die Harmonika zog Luft aus den Fugen und blies ihr Lied, und die Geige weinte und lachte in süßen Wiener Melodien, und die Gitarre zwiste den Walzertakt dazu. Die Volksfänger befeuchteten ihre Röhren mit dem goldklaren Wein und schnetterten dann das Gold aus der Röhre, als Wiener Lied. Das sang vom alten Steffel, von der Donau, von den süßen Wiener Mädeln, vom Wiener Wald und vom Wiener Glück.

Schon war es dunkel geworden, die Värchen rüdten aneinander und im Chor ertönten die alten Wiener Weisen. Die Gegenwart entrückte Nacht, zeitlose Nacht.

In einem dieser Gärten sahen um diese Stunde die Maler Schwind, Kupelwieser und der Dichter Bauernfeld und warteten auf Schubert. Sie hatten sich von den anderen Gästen abgesondert und in einer vom wilden Wein umspinnenen Laube Platz genommen.

„Wo mag heute nur der Franzl stehen? Wo ihm Schwind so frohe Botschaft zu bringen hat!“

Da kamen schnelle Schritte durch den Garten und Franz Schubert tauchte im Laubengang auf. Er nahm den grauen, steifen Biedermeierzylinder ab und trodnete sich mit einem bunten Taschentuch die Stirn.

„Kinder, da bin ich endlich — na, — was ich heute für Laufereien mit meinen vermaledeiten Verlegern hatte!“

„Aber nun komm, mein Sohn, setz dich und trink vor allem ein Glas. Ich bringe dir frohe Botschaft aus dem Schwarzschanerhause. Der Meister will dich kennen lernen und du sollst morgen mittags ihn aufsuchen.“

Schubert fühlte plötzlich sein Herz so von Glück geschwellt, daß er grundlos von seinem Stuhl aufsprang. Schwindels Hand erorlitt und unter Schluchzen seinen Mund auf des Freundes Wangen und Augen preßte.

In dieser Nacht ging er ganz betaut vor Freude nach Hause. Die Häuser tanzten um ihn und in seinem Herzen hatte ein so riesengroßes Glück Platz genommen, daß es ihn fast schmerzte.

Pünktlich um zwölf Uhr fand er sich am anderen Tage im Schwarzenbierhause ein.

Beethoven sah am Spinett, als Schubert eintrat. Er brach als er den Besuch erblckte, mit einer grollenden Frage ab, aing dem Gast entgegen, streckte ihm seine mächtige Taste hin und nötigte ihn, Platz zu nehmen.

Dabei sprach er lobende Worte über dessen Lieder, er gab seiner Freude Ausdruck, daß der junge Musikaner endlich zu ihm gekommen sei.

Dann schob er im Zimmer umher, wie ein Luftzug durch ein offenes Fenster, wie ein Wassertrahl aus einem Rohr, wie ein Element, bis er sich nach geraumer Weile ans Spinett setzte und zu musizieren anging. Er wollte seinen Gast auf diese Weise besonders ehren.

Und Schubert vernahm eine Musik, die ihn in den Himmel entrückte, brausende, himmlische Stimmen, die er künftig überall vernahm, im lärmenden Leben und im Schweigen der Nacht. Er begriff, daß diese ungeheure Erlebnisfähigkeit den Meister unfähig gemacht hatte, sich je wieder auf der Erde heimisch zu fühlen.

Je länger er zuhörte, desto mutiger und froher wurde er. So schied dieses Erlebnis ihn und den Meister, weil sie den Giganten die Welt verabschiedeten, während sie Schubert mit guten Werken und dankbarem Glücksgefühl umfing.

Die Stunden verstrichen. Die Wirtschafterin meldete, daß serviert sei. Beethoven hörte sie nicht; nach zehn Minuten kam sie wieder, der Meister schrie sie an, sie möge still sein; dann nach weiteren zehn Minuten kam sie noch einmal. Diesmal wurde der Heros groß, aber auch das Frauenzimmer war in gelinde Wut gekommen und fragte, ob der Herr v. Beethoven denn Fleisch und Gemüse verbrannt essen wolle.

Als Schubert nach der gemeinsam genossenen Mahlzeit sich empfahl, sah Beethoven in des Jungen Augen Andacht, Liebe und Treue. Da schmolz des Riesen Herz. Es war ihm einen Augenblick lang, als sei es nach jahrelanger Finsternis wieder hell in ihm geworden.

Auf dem Heimweg erklang des Musikanter ganzes Körper wie eine Glocke. Er erschauerte in allen Fibern.

Beim Klang dieser göttlichen Weisen war ein Schleier von seinem innersten Wesen gerissen und er hatte im Augenblick eines Blickes in die Tiefe der Ewigkeit gesehen.

Seine Seele war von Musik berauscht. Seit Monaten hatten sich Lieder in ihm gehäuft, und es war ein Reichtum, der fast sein Inneres sprengte. Da waren Gedanken, die das Herz berauschten, da waren lichte und dunkle Töne, die bald dem Klang einer Menschenstimme, bald dem Rhythmus des innersten Lebens alichen.

In dieser Spannung wollüstiger Angst, all das zu Papier zu bringen, fühlte er laut sein Herz schlagen. Das Glück dieses Schaffens war so groß, daß er an Händen und Füßen zitterte, aber er achtete all der körperlichen Erschöpfung nicht und ließ jeder leuchtenden Lichtspur nach.

Einige Monate später sah Schubert allein daheim. Das Haus war in Stille versunken.

Da kamen Schwind und das Brummen Grillparzers zu Besuch, aber mit so toternsten, traurigen Mienen, daß ihnen Franz mit fragender Sorge ins Auge blickte.

Die Nachricht, die die beiden brachten, schlug ihn wie ein Blitzstrahl nieder. Der Heros im Schwarzenbierhause läge im Sterben, und wenn er ihn noch einmal sehen wolle, möge er sich schleunigst fertigmachen und mitkommen.

Und Schubert sah diese furchtbare, von wildem Entsetzen geschüttelte, tragische Musitergestalt, den sterbenden Gewaltigen, der in seinem Himmel erdenblind geworden war und seine irdische Verbannung nicht mehr ertragen konnte.

Nichts blieb als das rätselvolle, von einer unentrinnbaren Hand aufgebrochene Siegel eines Lebens. Tiefste, reinste Wahrheit aller Lebensmasken, einsam und unabhängig von Zufall und Urteil der Menge, ganz allein mit sich und mit der Ewigkeit, wohin keine fremde Stimme mehr drang, kein Lob mehr und auch kein Tadel.

Und Schubert wurde in dieser Stunde des Todes ganz Kind.

Seine großen blauen Augen glitzerten in Tränen, als sei ein Edelstein in seinem Kopfe. Und dieser Edelstein zündete das unschöne schwammige Gesicht an; er hatte so viel Licht, daß er alles um sich aufzunehmen vermochte, das Sichtbare wie das Unsichtbare, das, was prachvoll blühte und süße Früchte trug, das, was kalt war, das, was jauchzte, das, was Schatten warf. Dieser Edelstein machte seine

brauen zu hart, das ganze Welt sehen hinter der Gewalt ist, da die Natur sehen, hinter der die Liebe ist.

Als der Niedersänger heim kam, fiel sein Körper wie eine leblose Masse ins Bett.

Er dachte nur immer an den herrlichen, gefallenem Riesen. Er hatte wohl verstanden, daß der Meister bemüht gewesen war, vor dem Sterben ihm noch ein paar Worte zu sagen und daß er es nicht mehr vermocht hatte; so hatte er den Kopf erkört zurückgeworfen und war dem Himmel zugewandt liegen geblieben, bis sich die Augen im ewigen Frieden geschlossen hatten.

Als abends die Freunde kamen, fanden sie Schubert in einem Zustand trostloser Zerrissenheit.

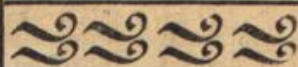
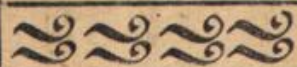
Da sprach ihm Grillparzer, der Dichter, tröstend zu: „Schwammerl, höre mir zu. Du brauchst nicht um den Meister zu trauern. Der Meister lebt, wie es in den Evangelien heißt. Sein Sterben war nicht Eingehen in das Unbewußte, nein, lieber Freund, es ist Abschied von allem Unbewußten Abschied von allem Menschenleid Abschied von allen Möglichkeiten des Lebens, die heute und morgen und alle alle Tage auf der Erde liegen. Der Meister ist in die stummen, tiefen heiligen Haine gegangen aus den dumpfen Verwirrungen zu der großen Einfachheit.“

Da sah Schubert dankbar auf in das große, lautere Dichterauge voll stiller Güte und ergriff unter Schluchzen Grillparzers Hand.

Hygiene und Heilkunde

Es gibt keinen Krebsreger. Wenn auch die moderne Krebsforschung noch kein wirksames Heilmittel gegen diese furchtbare Krankheit gefunden hat, so hat sie doch schon wichtige Ergebnisse gezeitigt. Über die Professor Bernhard Fischer-Wasels in der „Umschau“ einen Überblick bietet. Infolge der bakteriologischen Denkweise der modernen Medizin nahm man an, daß der Krebs durch einen besonderen Erreger hervorgerufen werden muß, und immer wieder erregten Nachrichten, daß nun endlich „der“ Krebsreger entdeckt sei, großes Aufsehen. Demgegenüber betont aber der Gelehrte, „daß heute die Theorie eines spezifischen Krebsregers restlos und einwandfrei widerlegt ist“. Trotz aller scheinbaren „Entdeckungen“, die sich regelmäßig als falsch erwiesen, steht fest, daß die Geschwulstkrankheit keine Infektionskrankheit ist. „Wir können heute mit Bestimmtheit sagen, daß das Wesen der bösartigen Geschwulst nicht von äußeren Faktoren bestimmt ist, sondern daß dieses Wesen in der entarteten und kranken Zelle selbst liegt. Diese Besonderheit der Geschwulstzellen zeigt sich bei der Überpflanzung. Wenn man normale Zellen des Körpers auf einen anderen Organismus überpflanzt, so gehen diese Zellen fast ausnahmslos zugrunde. Die Geschwulstzellen aber entwickeln sich sehr lebhafte und überwinden alle normalen Zellen, treten sie auf. Diese Entartung der Zellen, die sich durch ihren unnormalen Stoffwechsel zeigt, ist also die Ursache der Krebskrankheit.“

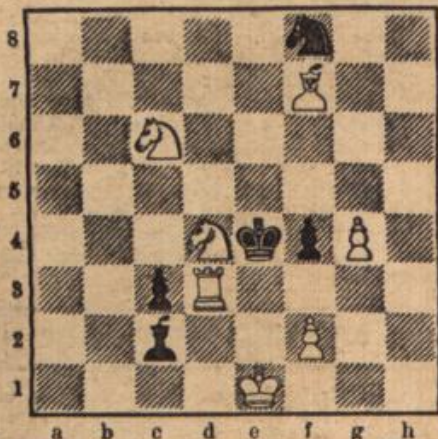
Lachen auf Verordnung. Das Lachen gesund ist, ist eine uralte Weisheit, aber die Ärzte haben dieses Heilmittel bisher noch nicht in ihren Rezepten aufgenommen. Das empfiehlt nun Dr. Welsh in einem Artikel des in New York erscheinenden „American Medicine“. „Wie viele Ärzte gibt es wohl“, schreibt er, „die darauf bestehen, daß ihre Patienten im Laufe des Tages eine bestimmte Zahl herzlicher Gelächter hervorbringen, selbst wenn sie ohne besonderen Grund lachen müßten? Gewiß ist das Lachen, das durch einen guten Spaß ausgelöst wird, tiefer und natürlicher, lüftet die Lungen besser, regt das Herz mehr an, bringt das Blut kräftiger in Umlauf und läßt alle Organe besser arbeiten. Aber wenn der Kranke nicht von selbst lacht, dann muß er sich eben zum Lachen zwingen, denn ein erzwungenes Lachen ist immer noch gesünder als gar keins. Der Arzt aber sollte unter seinen Rezepten auch stets ein paar unwiderstehliche Witze haben, die er denen versteht, die eines kräftigen Lachens dringend bedürfen, und es heißt sich eines vorzüglichen Heilmittels berauben, wenn man einen Patienten, der an irgend einer Depression leidet, aus dem Sprechzimmer entläßt, ohne ihn gehörig zum Lachen gebracht zu haben. Lachen ist nicht nur gut für den Körper, sondern auch für den Geist. Man kann Lachen lernen und sich darin üben. Wenn man das Gefühl in die richtige Lage stellt, bringt, so vermag man ein Gelächter selbsttätig hervorzurufen. Gibt es doch sogar eine Theorie, die behauptet, daß der Körper zuerst von den Empfindungen ergriffen wird und dann der Geist. Danach kommen manchmal zunächst die Tränen und dann empfinden wir Schmerzen, und ebenso fühlen wir uns froh und leicht, wenn ein Lachen durch Ritzen hervorgerufen ist. Mag auch die Theorie nicht in jeder Beziehung richtig sein, so enthält sie doch einen Keim der Wahrheit. Zweifellos wird der, der sich im Lachen übt und viel lacht, eine hellere Auffassung des Lebens erlangen.“



Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

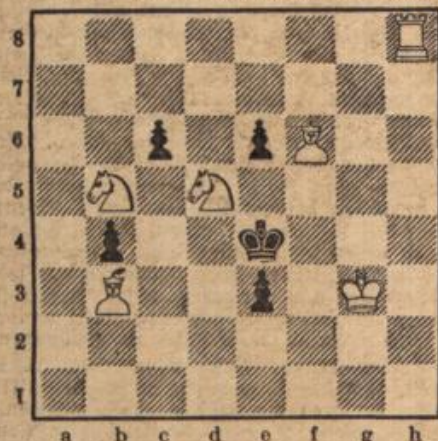
Nr. 1. Frau Sophie Schett, Unterwaltersdorf.



Weiß: Ke1, Td3, Lf7, Sc6, d4, Bf2, g4.
Schwarz: Ke4, Lc2, Sf8, Bc3, f4.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 2. Frau Anna Votruba, Wien.



Weiß: Kg3, Th8, Lb3, f6, Sb5, d5.
Schwarz: Ke4, Bb4, c6, e3, e6.

Matt in 2 Zügen.

Endstellung einer Turnierpartie zwischen zwei Damen
nach dem 30. Zuge von Weiß.

Weiß: Kg1, Dg3, Td1, Sd4, Ba3, b4, c4, d5, f3.
Schwarz: Kg8, Dg5, Te8, Sf4, Ba6, b7, c7, d6, f7, g4, g7.
Weiß: Frä. Danke, Breslau, Schwarz: Frau Wolf, Wien.
30. ... Te2!! entscheidend. 31. Kf1—Tg2, 32. D×g2—
S×g2, 33. K×g2—g×f3+, 34. Kf2—Dg2+, 35. Ke3—f2,
36. Td2—f1S+, aufgegeben, was schon früher geschehen sollte.

Das Schachspiel und die Frauen.

Die Frauen zuerst zu nennen wäre gewiß richtiger, da sie ohne Zweifel älter sind als das Schach. Das Alter bei Frauen zu erwähnen ist aber ungalant, wir sagen deshalb lieber die Frauen sind uns länger bekannt als das Schach. Bei der großen Ähnlichkeit zwischen Schach und Frauen (man lernt beide bekanntlich niemals aus) ist es verwunderlich, welche Unkenntnis über das königliche Spiel bei den Frauen herrscht. Nur selten begegnet man einer Schachspielerin, trifft man aber eine solche an, so erreicht ihre Kunst kaum das Niveau eines zweitklassigen Spielers. Die mehrere Jahrhunderte umfassende Schachliteratur weist keine Meisterin auf. Woher nun diese Ver-

nachlässigung des Schachs in den Frauenkreisen? Wahrscheinlich weil die Frauen sich noch schwerer als die Männer von dem Wahn lossagen können, dieses Spiel wäre viel zu schwer zu erlernen. Mit allen Kräften ist dieses unzutreffende, aber leider weit verbreitete Vorurteil zu bekämpfen, soll das Schach den ihm gebührenden Platz als Geistesport neben dem Körpersport einnehmen. Das stetige Anwachsen des letzteren ist ohne Zweifel darauf zurückzuführen, daß die weibliche Jugend sich ihm immer mehr zuwendet. Es ist daher erforderlich neben der körperlichen Entwicklung eine geistige Ertüchtigung durch ein verständiges Geistesstraining stärker als bisher zu betreiben. Bei den vielfach seichten Vergnügungen unserer Jugend wäre eine ernste Beschäftigung sicher erstrebenswert. Der weiblichen Eitelkeit könnte man entgegenkommen, indem tüchtige Schachspielerinnen in Wort und Bild in der Presse gewürdigt würden, wie es jetzt auch bei den männlichen Spielern der Fall ist. Eine weitere Ursache der Unbeliebtheit des Schachs bei der Frauenwelt wird darin gesehen, daß vermeintlich während des Spielens tiefes Schweigen herrschen muß. Dies ist jedoch nur bei Wettkämpfen der Fall, sonst ist jede Unterhaltung erlaubt. Manche Damen bemängeln noch, daß es sich bezüglich der Mode vollständig gleichgültig verhält, sehr begreiflich, da es sich bei ihm nur um Geistesprodukte handelt. Wir schließen mit der freundlichen Aufforderung an die Frauenwelt, es auch auf diesem Gebiete mit den Männern aufzunehmen; auch ihr wird das schöne Schachspiel manch freudige Stunde bereiten.

Rätsel

Bilderrätsel.



Silbenverschieberätsel.

Aus den Silben: a, de, den, dres, drid, en, fei, furcht, gar, huhn, ka, kau, le, leib, luit, ma, mar, meis, ne, pold, sam, sen, si, sus, zwerg sind 11 Wörter zu bilden, welche bedeuten: 1. Stadt in Spanien, 2. Stadt in Deutschland, 3. Stadt in Deutschland, 4. bevorzugter Truppenteil, 5. männlicher Name, 6. Weltteil, 7. unmännliche Eigenschaft, 8. Hühnerrasse, 9. Werkzeug, 10. Fluß in Frankreich, 11. Gebirgsstock in Südrufland.

Die Wörter sind untereinander zu schreiben und seitlich so zu verschieben, daß zwei nebeneinander befindliche senkrechte Buchstabenreihen ein Ereignis von weltpolitischer Bedeutung im fernen Osten ergeben.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 305.

Silbenrätsel: 1. Abend, 2. Lyra, 3. Lineal, 4. Enzian, 5. Sauerland, 6. Gemme, 7. Usedom, 8. Torte, 9. Eisen, 10. Urteil, 11. Niere, 12. Sonne, 13. Eljen, 14. Raabe, 15. Nonne, 16. Laubsäge, 17. Eva, 18. Stradella. Alles Gute unsern Lesern zum ersten Januar! — Wortspielrätsel: Post, Rad, Obst, Sand, Insel, Tanz, Nacht, Erz, Uhr, Jahr, Angel, Horn, Rot. Prosit Neujahr!

Richtige Lösungen sandten ein: Anneliese Bartenbach, H. Genth, Mimi Hurnaus, H. W., sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Seidel u. Marie Seegen aus Sonnenberg; Alia Ochs aus Erbenheim; Otto Prückel aus Hahn I. T.; Liesl Erhardt aus Mainz.